



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., F. v.: Goethe's Briefe an Frau von Stein.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein komisches Intermezzo fiel übrigens schon bei Weichsel's Wahl vor und stellte ihm für seine parlamentarische Karriere das ungünstigste Prognostikon. Durch seine Stellung als Justizkommissarius war er mit den Bauern seines Kreises in vielfache Berührungen gekommen: er empfahl sich daher ihnen zum Deputirten und machte sie besonders aufmerksam darauf, wie übel die ländliche Bevölkerung vertreten sein würde, wenn sie etwa einen Rittergutsbesitzer zu ihrem Abgeordneten ernennen sollten. Diese Bemerkung fiel auf fruchtbaren Boden. Da erhebt plötzlich einer der ehrenwerthen Urwähler seine durchdringende Stimme: „Alles was der Herr Justizkommissarius gesagt hat, ist vollkommen wahr; aber gerade darum können wir ihn zum Deputirten nicht brauchen; denn er hat selbst ein kleines Rittergut in Westpreußen.“ Diesen Umstand hatte Papa Weichsel im Augenblick der Aufregung gänzlich vergessen! —

Goethe's Briefe an Frau von Stein.

Zu der Reliquiensammlung, die von der deutschen Pietät für den unsterblichen Dichter angelegt ist, wird jetzt durch die Herausgabe seiner Briefe an die Frau von Stein (Weimar, Industrie-comptoir) ein charakteristischer Zuwachs kommen. Es ist der dritte Briefwechsel, den Goethe mit einer ausgezeichneten weiblichen Persönlichkeit geführt hat. Zuerst wurde uns durch Bettina das Briefgeheimniß überliefert, dann erlaubte der Tod es die Bestghümer der Gräfin Auguste Stollberg zu veröffentlichen, und jetzt, zwanzig Jahre nach dem Ableben der Empfängerin, werden uns auch die merkwürdigen Briefe von Frau von Stein mitgetheilt. Das Verhältniß zu Bettina war viel wichtiger und inhaltreicher, als die Correspondenz Goethe's, die darin mitgetheilt wird; zwischen den Briefgedichten Bettina's nehmen sich Goethe's Worte so kalt aus wie Steine, die nur in den Krystallquell geworfen sind, um noch mehr Sprudel und glänzenden Schaum zu erregen. Goethe experimentirte mit dieser überströmenden Natur, er fühlte sich innerlich erfrischt davon, aber auch beunruhigt und bestrebte sich seine objective Haltung zu bewahren. Die Briefe an Auguste Stollberg, freilich auch mehr als dreißig Jahre früher geschrieben, geben dagegen rücksichtslos die Naturlaute, sind subjectiven Empfindens, und sind darum der treueste Abdruck seines Innern, um so werthvoller als es damals gerade in der Blüthenzeit der männlichen Jugend stand und der Genius mächtig die Schwingen in ihm regte. Die Briefe an Frau von Stein beginnen ungefähr in derselben denkwürdigen Periode und sind, zwar bei weitem nicht so schwungvoll, nicht so inhaltreich als die von Auguste Stollberg, doch fast eben so bezeichnend für seine Eigenthümlichkeit. Er kam damals zum ersten Mal nach Weimar als bildschöner Günstling des Hofes und der Damen, als gefeierter Dichter des Werther und Götz von Berlichingen, kaum sechs und zwanzig Jahr alt, übermüthig, leidenschaftlich erregbar und über alle Maßen liebebedürftig. Durch einen Freund war er schon auf Charlotte von Stein aufmerksam gemacht worden, ehe er sie kannte, und sie war ebenfalls von demselben Freund mehrfach brieflich geneckt worden, daß der Verfasser des Werther ihren Schattenriß leidenschaftlich bewundert habe. Frau von Stein war damals drei und dreißig Jahr, ungefähr sieben Jahr älter als Goethe; sie besaß eine reizende Gestalt, die sie

durch zierliche Kleidung noch mehr hervorzuhellen wußte; ihre Züge müßten durch den Ausdruck großer Sanftmuth, verbunden mit der Lebhaftigkeit eines schönen Augenpaares ausgezeichnet gewesen sein. Das Porträt, welches dem ersten Bande ihres Briefwechsels mit Goethe beigelegt ist, widerspricht dieser Annahme zwar nicht, sieht aber durch die altfränkische Kleidung und die Haarfrisur im Geschmack einer Allongeperrücke zu sehr rococo aus um die Begeisterung des jungen Goethe für diese Silhouette begreiflich zu machen. Er selbst erschien damals zwar auch noch, wie ausdrücklich bemerkt wird, in seinem berühmten Costum à la Werther und spricht in den Briefen mehrmals von dem Pops, den er aufbindet um der geliebten Frau zum Andenken Haare davon abzuschneiden! In dieser steifen Popsperiode war nichtsdestoweniger Fülle und Beweglichkeit der Empfindung möglich, wie eben nur diese Zeit sie aufzuweisen hat. Es war der Uebergang von dem sentimentalischen Schwachen der Siegwartromane in den kräftigen neuen Drang, den Goethe und Schiller in die Bücher- und Gemüthswelt brachten. Goethe schloß sich sehr bald mit Leidenschaft der lebenswürdigen Frau an, ohne es sich recht klar zu machen, ob es die Leidenschaft der Freundschaft oder der Liebe war. In seinen Briefen finden sich wahre Sturmausdrücke der Empfindung, aber immer nur flüchtig aphoristisch hingeworfen, immer nur unwillkürlich den innern Drang verrathend. Die größte Anzahl dieser Sammlung sind auch eigentlich gar keine Briefe, nur Billets in den Zwischenpausen des fast täglichen Zusammenseins geschrieben, aber eben deshalb nur um so mehr unmittelbare Folge eben stattgefundenener Anregungen.

Die glühendste Innigkeit liegt oft nur in einem einzigen Wort, das zwischen den, meistens auf gleichgiltige Außendinge sich beziehenden Zeilen steht. Immer ist der Ton überaus herzlich und zutraulich von Mann und Kindern redend, unbeschadet derer aber denn doch wieder eine Klage oder eine Forderung der Liebe mit ihren naivsten Lauten ausgesprochen wird, das trauliche „Du“ und die süßesten Namen drängen sich unwillkürlich und höchst unbefangen in die einfachsten Bestellungen oder Anfragen. Es ist die Neigung zu dieser Frau, das Dichterschißal, welches seit Petrarca sich gleichsam auf alle Poeten vererbt hat, eine Art Entwicklungskrankheit des Herzens, daß die Liebe nicht ohne Kampf eintreten kann. Hölberlin und neuerdings Lenau sind daran untergegangen; Immermann's Verhältnis zur Gräfin Alefeldt, Schiller und Charlotte v. Kalb gehören dagegen der Kategorie an, zu der auch Goethe und Frau v. Stein zu zählen sind, bei ihnen hat die Sphing der Liebe das Antlitz der Freundschaft angenommen. Goethe hatte auch wohl schon in seinem Werther einen großen Theil Zündstoff abgelagert, sonst wäre vielleicht die Flamme nicht immer wieder so leicht unterdrückt und endlich zur mildern Wärme verklärt worden, die dem Verhältnis in unverändertem Grade während elf langer Jahre verblieb; erst nach der italienischen Reise trat eine Erkaltung ein. Aber auch diese machte in spätern Jahren einem freundlichen geselligen Verkehr Platz, so daß ein Zeitraum von 50 Jahren dies merkwürdige Verhältnis umfaßt. Das Mittheilungsbedürfnis, sonst nicht in der Götthe'schen Natur vorherrschend, scheint doch hauptsächlich die Grundlage desselben gewesen zu sein, denn er schreibt einmal der Freundin, die sich vor einem seiner Zärtlichkeitsausbrüche aufs Land geflüchtet hat, mit ungeduldiger Klage: „die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist.“ So sind seine meisten Briefchen auch nur Begleit Schreiben seiner Arbeiten, deren schönste grade in dieser Zeit entstanden, Iphigenie, Egmont, der Keim zu Wilhelm Meister u. s. w. Zwischen den Zetteln finden sich die ersten Anfänge von Gedichten, die in dieser Person gewiß nicht bekannt sind,

z. B. das schöne Mondlied: „Füllest wieder Busch und Thal“ Wanderers Nachtlied und andere, alle mehr oder minder voll Beziehung auf die Freundin. Wie vertraulich er ihr alles sagte, beweist auch, daß er von der Harzreise aus an sie schrieb. „Mit Frauens habe ich noch nichts zu thun gehabt.“ Und aus der Schweiz erzählt er wie bezaubert er durch die schöne Marquise Bronconi, eine ehemalige Fürstengeliebte gewesen sei. Dieselbe kommt später auch einmal nach Weimar, da klagt Goethe aber ganz naiv der Freundin, daß der Zauber verschwunden sei, denn in ihrer Gegenwart lasse ihn alles Uebrige kalt.

Auch über die Wendung des Schicksals spricht er seine Freude aus, welches sein Herz zu ihr führt, ihn von Friederiken und Lilli losmachend. Ueber erstere theilt er auch noch den Eindruck mit, den sie auf ihn gemacht hat als er nach acht Jahren wieder nach Seseenheim kommt. Er bewundert die zarte Zurückhaltung, womit sie vermied auch nur die leiseste Andeutung auf seine frühere Liebe zu geben und doch führt sie ihn an alle die Stellen im Garten, wo der Schauplatz derselben war. Der Empfang, der ihm von den Eltern und Geschwistern Friederikens zu Theil wird, ist nicht minder treuherzig und unbefangen. Die Herzenskälte, womit Goethe dies Zusammentreffen im gewöhnlichsten flüchtigsten Style seiner Freundin beschreibt, hat etwas Verlegendes; sollte er wirklich nicht tiefer gerührt worden sein von dem sanften Heldenmuth der armen Friederike, die ihren Schmerz und ihre Liebe so gänzlich verläugnete? Jedenfalls haben sich an diesem ächt weiblich stolzen Herzen die Literarhistoriker noch mehr versündigt als Goethe mit seiner kalten Liebe, denn sie haben das Andenken des Mädchens, durch ihre Curiositätenjagd, verdunkelt, indem sie behaupteten Anzeichen gefunden zu haben, welche die Idylle von Seseenheim in eine niedrige Verführungsgeschichte verwandeln müßten. Friederike ward nicht verlassen, nur vergessen, wie Goethe's Worte untrüglich bezeugen; wäre es anders, wie hätte er wagen dürfen vor einer reinen Frau so rücksichtslos seines Opfers zu erwähnen! Er schreibt der Freundin, daß die erste Trennung von ihm Friederiken eine lange heftige Krankheit zugezogen habe und scheint sich noch nachträglich darüber zu wundern, daß er so innig geliebt werden konnte. Man sieht daraus, daß Goethe nie diese Neigung mißbraucht hat, wie er oft fälschlich beschuldigt worden ist, nur vermochte er sie nicht zu erwidern, wie sie es verdiente, das war kein Unrecht, nur Herzenskälte oder vielmehr ein zu schneller Uebergang von subjectiver Empfindung in die Objectivität künstlicher Ruhe. Dasselbe Symptom spricht sich auch in den Briefen an Frau von Stein aus, denn obwohl die momentane Erglühung einzelner Funken zwischen die Zeilen wirft, so tritt doch auch hier sehr schnell wieder die Kälte und Kargheit des Ausdrucks ein, die im Ganzen alle Briefe von Goethe gemein haben. Man sieht überall in ihnen, daß er sich nicht ausströmen mochte, daß er ein so kunstloses Verbrauchen seines Stoffes wie im Brieffschreiben geschieht, für eine Art Selbstverschwendung hielt. Sogar Styl und Schreibart sind unglaublich vernachlässigt, er hat sich offenbar kaum die nothwendigste Zeit und Mühe dabei gegönnt. Die ausgeführtesten Briefe von der italienischen Reise fehlen zudem in dieser Sammlung, weil Goethe sie zurück erhalten behufs ihrer Uebersetzung. Außer ihnen ist aber jedes geschriebene Wort aufs Sorgfältigste von der Freundin aufbewahrt worden, die unordentlichen Zettelchen scheinen der Gegenstand eines weiblichen Cultus gewesen zu sein. Es ist wirklich rührend zu erfahren, mit welcher tugendstrengen Festigkeit die edle Frau jeden Sturm, jeden Uebergriß des Gefühls ihrem Freunde verweist, ihn durch ihre Würde immer wieder zur Besinnung bringend, seine Achtung erzwingend und dann doch ganz heimlich auf eins der glühendsten

Briefchen in ihrem Verwahrsam ein klagendes Gebot schreibt, daß ihr die „liebe Sünde“ möge vergeben, aber auch noch erhalten werden. Darin liegt der ganze Zauber der Weiblichkeit, diesem verschlungenen Räthsel von Tugendbedürfniß und Schwachheit! Es ist zu bedauern, daß nur dies eine unwillkürliche Geständniß sich unter den Papieren befunden hat, ein helleres Hervortreten, hin und wieder eine Antwort der liebenswürdigen Freundin würde die Abgeriffenheit der Goethe'schen Zuschriften ergänzt haben.

S. v. S.

Zur Charakteristik des General Pfuël.

Der greise Ministerpräsident ist nicht so alt, wie er meistens taxirt wird, er ist nicht 78, sondern acht und sechzig Jahr alt, und obwohl er gebrechlich aussteht, besitzt er noch eine seltene Körperkraft und Gelenkigkeit. Er ist der kühnste Schwimmer und der verwegenste Schlittschuhläufer, in beiden Künsten geht die Liebhaberei mit der Virtuosität Hand in Hand bei ihm; sein anderes Lieblingsvergnügen ist das Schachspiel. Er ist wissenschaftlich gebildet wie selten ein Militär der alten Schule, die neuern Sprachen hat er vollkommen inne und mit mehreren Fachstudien, wie Physik, Chemie und Astronomie hat er sich jahrelang passionirt beschäftigt. Er hatte einige Anlage zum Sonderling, sein geistvoller unbeugbarer Kopf widerstrebte den Alltagszuständen und neigte sich von jeher zu der oppositionellen Aufklärung, auch noch ehe sie so modern und billig war wie jetzt. So wendete er dem Deutschkatholicismus, als er aufstauete, seine Aufmerksamkeit zu und ironisirte die Pietisten aller Gattungen, die dafür denn auch sein Privatleben mit ihren heimlichen Nadelstichen verfolgten und ihm namentlich die romantische heterorthodoxe Art seiner Verheirathung mit einer der schönsten Frauen Deutschlands, nie vergeben wollten. Sein mäßiger und ernster Sinn sehnte sich schon lange nach der Ruhe des Privatlebens, daß er statt dessen den Platz auf der Folterbank der Minister eingenommen hat, ist der reinste Patriotismus, wie er vielleicht nur noch in den treuen Herzen des preussischen Heldenheeres zu finden ist.

S. v. S.

Zur Charakteristik Waldeck's.

Herr Redacteur! Sie werden mir gestatten, als einer der aufmerksamsten Leser der Grenzboten, einem Ihrer Berichterstatter zu ergänzen. Derselbe hat bei seiner übrigens trefflich geschriebenen Charakteristik des Abgeordneten Waldeck ein zu wesentliches Moment übersehen, als daß es nicht noch nachträglich hervorgehoben werden müßte. Wahrscheinlich ist sein Urtheil nur auf eine oberflächliche persönliche Bekanntschaft gegründet, sonst hätte ihm der maßlose Ehrgeiz des Abgeordneten Waldeck nicht entgehen können, wenn derselbe auch wirklich auf der Tribune noch manchen Volksfreund darüber zu täuschen gewußt haben mag. Die Vergleichung mit Robespierre, die sich Ihrem Berichterstatter aufgedrängt hat, würde um so richtiger sein, wenn er das Hauptkriterium dieser Aehnlichkeit, den wahnsinnigen Ehrgeiz in dem Porträt des Berliner Abgeordneten nicht weggelassen hätte. Ja, Waldeck ist ein Epigone Robespierre's, aber nicht des Robespierre des Dichters Lamartine, sondern jenes, dessen Namen in den Annalen der ersten französischen Revolution charakteristisch genug ge-